

Die Prinzessin von Schloss Schwarzenrabben

„*Prinzessin! Prinzessin!!*“. Die Stimme des kleinen Mädchens klang beinahe klagend, jedenfalls aber sehnsuchtsvoll – die Sehnsucht des Kindes war’s nach einer märchenhaften Figur, die man doch endlich einmal mit eigenen Augen sehen möchte, die man womöglich berühren darf, anders als in den häufigen Märchenbegegnungen, diesem Traum vom eigenen Ich in höherer Potenz.

Das stattliche Barockschloss, mit dessen Bau 1759 begonnen wurde, also annähernd zehn Jahre nach Goethes Geburt und Bach’s Tod, vor dem wir auf der verwitterten Umfassungsmauer der Gräfte sitzend auf das Erscheinen der Prinzessin warteten, war damals, Mitte der 1980er Jahre, noch in Familienbesitz der Familie von K., die Anfang des 19. Jahrhunderts durch Erbschaft in dessen Besitz gelangt war – uralter westfälisch-katholischer Adel mit Verbindungen bis in die Spitze des Vatikan. (Den hochrangigen geistlichen Herrn, der aus Rom dann und wann zu Besuch war, sah ich verschiedene Male schwarzbekleidet im Park auf und ab gehen, das Gebetbuch in der Hand, wie ein merkwürdiger, aus der Zeit ausgeschnittener Scherenschnitt.) Im Laufe eines Jahrtausends wechselten die Besitzer Schwarzenrabens nur wenige Male. Vom mittelalterlichen Vorgängerbau Wambeke der Edelfherren von Hörde würden sich vielleicht bei Grabungen im Schlosspark Reste finden lassen.

Mir war immer, als hätte Eichendorff persönlich diesen Flecken Erde erträumt, angelegt und seinen Geist und seine Seele all diesem eingehaucht: die stilisierte, zierliche Zugbrücke über der Gräfte – eine Reminiszenz und Referenz an uralte Ritterburgzeiten – die Freitreppe vorm Schloss, die Kapelle, die Orangerie im hinteren Teil des Parks, in dem riesige, seltene Baumexemplare rauschen und schauern/ als machten die alten Götter die Rund ...

Ein Geist, eine Seele, die diesem uralten westfälischen Adelssitz mit seiner tausendjährigen Geschichte dem 20. und mittlerweile 21. Jahrhundert entrückt hatte, trotz all der nüchternen landwirtschaftlichen Maschinenwelt ringsherum.

Ich sage mit Bedacht „hatte“, denn Ende der 1990er Jahre änderten sich erneut die Besitzverhältnisse. Das Unglaubliche geschah – die zweite große Katastrophe nach dem verheerenden Brand des Schlosses in den 1930er Jahren. Die Familie von K. war gezwungen zu verkaufen, zu groß waren die Kosten der Instandhaltung. Mag sein, dass der

Herr Baron sich verspekuliert hatte, wie man munkelte. Das kostbare Inventar wurde bei Sothebys versteigert, die 9000 Bücher umfassende Bibliothek aufgelöst. Der neue bürgerliche Besitzer mit großindustriell-medialem Hintergrund ließ flugs alles einzäunen und sicherte seinen neuen Besitz mit allen Raffinessen modernster Sicherheitstechnik. Betreten verboten, basta. Die Entzauberung dieser Zeitinsel des 18. Jahrhunderts geschah innerhalb kürzester Zeit. Bedenkenlose Aneignung und Bereicherung des neuen „Geldadels“ an der Substanz tausendjähriger Geschichte.

Ich sehe mich noch einmal an einem eiskalten, klarblau strahlenden 2. Weihnachtstag von Süden her auf die Schlossfront zugehen, höre vielstimmiges Kinderlachen und Juchzen: auf dem zugefrorenen Wassergraben tummeln sich wohl ein Dutzend Kinder und Jugendliche zu Fuß, mit Schlitten, Schlittschuhen, und Hockeyschlägern – ein buntes, ausgelassenes Treiben wie auf einem der berühmten Winterbilder der alten Niederländer. Ich hatte eine ganze Weile an der Umfassungsmauer gestanden und dem heiteren Treiben zugeschaut, als sich plötzlich eine Tür im Erdgeschoss öffnete. Eine Frau erschien, die zum Seitenflügel schritt, um dort energisch die Glocke der Schlosskapelle zu läuten. Um diese frühe Nachmittagsstunde konnte das unmöglich der Ruf zur Messe sein. Die Kinder reagierten schnell, ließen alles stehen und liegen, liefen die Uferböschung hinauf und verschwanden lebhaft schnatternd im Schloss. Vielleicht rief die Glocke sie zu einem späten Mittagessen oder einem frühen Kaffeetrinken? Der Schrei eines Bussards aus dem hohen Blau leitete eine große mittägliche Stille ein Es war eine überraschende Momentaufnahme voller Poesie des Lebens gewesen, ganz gegenwärtig und doch zugleich zeitlos. Dieselbe Szenerie hätte sich genauso zweihundert Jahre zuvor abspielen können.

“Prinzessin, wo bist du?! Komm doch mal raus, Prinzessin!” Die Stimme meiner kleinen Begleiterin verhallte.

Wo ein Schloss, da muss doch auch eine Prinzessin sich finden lassen! Die Sehnsuchtsrufe waren eindringlicher geworden. Ich versuchte, meine Nichte mit einem vagen „die kommt bestimmt gleich raus“ zu vertrösten und bei Laune zu halten. Aber man weiß ja: Kindern, die zu wünschen und zu wollen verstehen, gelingt die Erfüllung doch viel öfter als uns oft desillusionierten oder rücksichtsvoll-höflichen Erwachsenen.

Die hundert und mehr Augen des wunderbar geschlossen wirkenden Prachtbaus reinsten Barocks, die zu den entfernten, spielzeugkleinen Türmen der Stadt, ja bis zu den Hochöfen Dortmunds im Westen, zum Haarstrang im Süden, zum Teutoburger Wald und in östlicher Richtung bis ins Paderborner Land vor allem von den oberen Gauben weithin Ausschauen schienen, schienen allesamt auf mich und meine Nichte gerichtet.

Oder nein: war es nicht vielmehr umgekehrt: wir suchten ja die Fensteraugen ab. Aber es kam keine Antwort, die Fenster schwiegen. Man hätte das Schloss für unbewohnt halten können, so still war es.

Ich hatte die alte Freifrau Baronin von K. noch kennengelernt. Anlass war einige Jahre zuvor eine Studienarbeit zu Sagengestalten der Haargegend gewesen. Einsilbig, kopfschüttelnd und nüchtern nur hatte sie mir auf meine Frage zu den Spukgeschichten um die blaue Dame von Schwarzenrabem geantwortet. Daneben interessierte mich die Orgel der weithin berühmten barocken Schlosskapelle. (Die westfälische Landschaft ist außergewöhnlich reich an gut erhaltenen oder restaurierten historischen Instrumenten).

Aber da war kein Hineinkommen ins Schloss. „*Da muss ich erst die Frau Baronin fragen,*“ hatte die Antwort der kleingewachsenen Küsterin der Schlosskapelle gelautet auf meine Frage, ob ich einmal die Orgel besichtigen und spielen könnte. Mir schienen in Habitus und Gestus dieser Antwort Jahrhunderte der Leibeigenschaft, dieses unseligen Gefälles zwischen Herrschaft und subalternem Gesinde, mitzuschwingen: Einmal Knecht – immer Knecht, auch noch im 20. Jahrhundert. Einmal Herrschaft – immer Herrschaft, auch wenn von Letzterer – genauso, nur umgekehrt – lediglich Gestus und Habitus übriggeblieben waren. Zu tief sind – hier wie dort – über viele Jahrhunderte die Furchen des Standesmäßigen gezogen worden.

Doch jetzt geschah etwas gänzlich Unerwartetes, ein Wunder. Die Eingangspforte über der Freitreppe öffnete sich, und eine hochgewachsene blonde Frau wurde sichtbar. Sie kam schwungvoll die Stufen herab, näherte sich uns, die wir auf der Umfassungsmauer des Wassergrabens nahe der Zugbrücke saßen. Sie lächelte, ein offenes Gesicht. Galt dies uns? Dem kleinen Mädchen, das nicht nachgelassen hatte, nach ihr, die auf uns zukam, zu rufen? Offensichtlich.



Wie oft hatte mich nicht viele Jahre lang eine unbestimmte, geradezu „eichendorffsche Sehnsucht“ hinaus aus der Stadt in dieses so genial- intakte Areal magnetisch hingezogen, eine Zeitinsel. Was hatte ich hier verloren? Was glaubte ich hier zu finden? Oder suchte ich mich eines vergessenen Traumes zu erinnern?

Kennt ihr das denn nicht auch? Eine Landschaft, ein Ausblick, eine Gegend üben eine unwiderstehliche Gewalt aus, wie eine verlorene, vergessene Heimat?

Wieder kommt mir Eichendorff in den Sinn: „*Aus der Heimat, hinter den Blitzen rot, da kommen die Wolken her;/ aber Vater und Mutter sind lang schon tot/ es kennt mich wohl keiner mehr ...*“

Oder erkennt dich, sieht dich doch noch jemand? Tiefste Hoffnung derer, die das Paradies verloren haben; brucknersche Erlösungssehnsucht, wie im Adagio seiner 5. Sinfonie ...

„*Wie oft wirst du gesehen aus stillen Fenstern ...*“. Morgenstern hatte das einst gedichtet, und es schien mir wie gemacht für diesen Ort. War nicht sogar die Sehnsucht des kleinen Mädchens am Ende auch meine Sehnsucht? Da, wo Du nicht bist ist das Glück.

Aber hier musste es doch zu finden sein.

*Nacht ist wie ein stilles Meer/ Lust und Leid und Liebesklagen/ kommen so verworren her.
Träume wie die Wolken sind/ schiffen durch die stillen Räume/ wer erkennt im lauen Wind, /
ob's Gedanken oder Träume?“ ...*

War dies nicht alles ein Stück Verkörperung aus dem „Taugenichts“ oder aus „Ahnung und Gegenwart“, voller Erwartung und Geheimnis? Und jetzt schien etwas davon mit der Erscheinung der „Prinzessin“, einer Enkelin der Baronin, in der Wirklichkeit angekommen zu sein...

Gesehen werden – tiefste Sehnsucht, tiefste Beglückung eines jedes Menschen. Das Kind aber an meiner Seite – es hatte zu keinem Zeitpunkt aufgegeben zu hoffen, dass es gehört und gesehen werde, und es war ihm geschehen.